

7. Sekundärliteratur

Saat auf Hoffnung 17 (1880), S. 94-124

Judenmissionare im Kerker.

Delitzsch, Franz

Gießen, 1880

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Sohnes vom Vater — Welch eine Herrlichkeit ist das! Einer meiner jungen Freunde, der einen langen und schweren Todeskampf kämpfte, starb unter dem Jubelruf: *Wonne, Wonne über Wonne, Jesus ist die Gnadensonne!* Und die Mutter eines meiner jungen Freunde, welche im vorigen Jahre in Geistesumnachtung starb, rief, indem unter irrem Singen ihr Blick auf das Jesusbild über ihrem Bette fiel: *Wenn ich Ihn anschau, verschwinden alle Dissonanzen.* Und jener Berliner Prediger, welcher lange wegen seiner Befangenheit der Hohn der Wissenschaft war, hat seine Liebe zu Jesu, welche besser ist als alles Wissen, in dem Liede ausgesprochen, welches, wenn viele astronomische Lehrbücher vermodert sein werden, unverwelklich in Herz und Mund der Gläubigen fortleben wird: *Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn! Meine Seel' ist voll Verlangen, ihn auf ewig zu umfassen und vor seinem Thron zu stehn.*

Judenmissionare im Kerker.

Von F. D. *).

I.

In der Zeit, in welche die Geschichte fällt, die ich nacherzählen will, hatte der sechzehnjährige Hussitenkrieg, in welchem Böses durch Böses gerächt ward, längst ausgetobt. Die größere Hälfte Böhmens war utraquistisch geworden, die edelste Frucht aber der endlich zum Stillstand gekommenen blutigen Kämpfe war der um

*) Nacherzählt nach den Tagebuch-Auszügen in *Dibre Emet* oder Stimmen der Wahrheit an Israeliten und Freunde Israels, begonnen von J. C. Hartmann, fortgesetzt von J. de le Roi. Jahrg. 34. 1878 Nr. 5 und 6. Der dortige Bericht, „Hallische Missionare in Böhmischer Gefangenschaft“ überschrieben, ist eine der schönsten Früchte der die Geschichte des Callenbergischen Institutum Judaicum betreffenden Quellenstudien unseres lieben Freundes. Wir haben die Erzählung der zweiundzwanzigwöchentlichen Gefangenschaft eingeleitet, hie und da verkürzt und mit unseren Reflexionen durchwoben.

1450 entstandene wahrhaft evangelische Verein der böhmischen Brüder (*unitas fratrum*), welcher der Selbstbehauptung durch fleischliche Waffen grundsätzlich entsagte. Es begreift sich, daß die römische Kirche feindselig grollte ob der Schmälerung ihres Machtgebietes und ob der ihr gewaltsam entriessenen Zugeständnisse und auf die Zeit der Wiedervergeltung hin neue Kräfte zu sammeln suchte. Dieser Zeitpunkt war gekommen, als der eifrig katholische Erzherzog Ferdinand II. am 28. August 1619 die Kaiserkrone empfangen und durch die Schlacht auf dem weißen Berge am 8. November 1620 sich auch die Königsherrschaft über Böhmen erkämpft hatte. Er zerschchnitt mit eigener Hand jenen Majestätsbrief vom J. 1609, welcher den böhmischen Protestanten (so können wir die unterdeß durch die deutsche Reformation geläuterten und gestärkten hussitischen Gemeinden nennen) Rechtsgleichheit mit den Katholiken versprach, und es begann nun jene fürchtbare ruhelose und in ihren Folgen bis auf den heutigen Tag fühlbare Gegenreformation, welche den Protestantismus überall da, wo er in den österreichischen Landen Wurzel geschlagen hatte, mit Stumpf und Stiel auszurotten suchte. Der westphälische Friede, welcher den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden erneuerte, vermochte die gewaltsame Katholisirung nicht zurückzudämmen. Vergeblich wurde von den Protestanten das *Corpus evangelicorum*; vergeblich die Intercession auswärtiger Gesandten angerufen; die Reichstagsbeschlüsse blieben erfolglos, und auch einigermaßen mildere kaiserliche Decrete scheiterten an dem Fanatismus und den Intriguen des von den Jesuiten fort und fort aufgestachelten katholischen Klerus. Auf dem Kaiserthron saß seit 1711 Karl VI., der letzte des Habsburgischen Mannsstammes, der Vater Maria Theresia's, der Mutter Josephs II. Das Morgenroth einer neuen besseren Zeit, welches mit diesem hochherzigen edlen Kaiser anbrach, war damals noch in weiter Ferne. Ein Decret Kaisers Karl VI. vom J. 1731, welches den Protestanten wenigstens einen Schatten von Religionsfreiheit zusicherte, wurde praktisch damit beantwortet, daß

man unter vergeblichem Protest der auswärtigen Gesandten zweihundert evangelische Kirchen in Ungarn wegnahm und den Evangelischen Siebenbürgens allen Rechtsboden unter den Füßen wegzog, ihr Geschick lediglich der Gnade d. h. der Willkür des Kaisers anheimstellend. Im Salzkammergut spielte sich vom J. 1685—1731 jene schaurige Tragödie ab, welche damit endete, daß tausend, ja zehntausend Evangelischgesinnte ohne Gewährung der erbetenen Frist von Dragonern über die Grenze getrieben wurden. Aber die grausame Verfolgung, welche Erzbischof Firmian verhängte, wirkte das Gegentheil dessen, was sie bezweckte. Angesichts des Opfermuthes der dortigen Confessoren brach an vielen Orten und auch in Böhmen die lange zurückgedrängte Liebe zu dem Evangelium von dem Einen Mittler und der freien Gnade in neuen Flammen hervor. Um so höher steigerte sich die Wuth des Klerus der herrschenden Kirche und seiner Schergen. Im Königsgräzer Kreise Böhmens war die Pennersdorfsche Gemeinde im J. 1732 willens, das Land der Knechtschaft zu verlassen und nach Berlin auszuwandern. Ein Betrüger spiegelte ihnen vor, das Heer eines evangelischen Fürsten sei im Anrücken, das ihnen zur Religionsfreiheit verhelfen werde. Die Folge ihres Bleibens war, daß das Vermögen der Wohlhabenden confiscirt und die Gemeinde hinter Schloß und Riegel versprengt und stumm gemacht wurde. Viele erlagen den Mißhandlungen und dem Hunger, Manche auch wurden allmählich mürbe und verließen die dreijährige Kerkerhaft als Renegaten. Im Königsgräzer Kreise standen sieben Dörfer mit einem Male auf und bekannnten sich zur evangelischen Kirche. Mit Kerker und Bajonetten ward ihnen geantwortet. Ihr Schullehrer mußte in Prag büßen, wo man ihm durch 200 Stockschläge ein falsches Geständniß abzwang. Man verbrannte die Ketzer nicht mehr wie 1528 der Passauer Bischof den lutherisch gesinnten Geistlichen Leonhard Kaiser, aber man mordete sie langsam. Darum verließen auch noch im J. 1733 Tausende von Salzburgern die Heimath, um nicht wider Gewissen den Eid, daß sie Katholiken seien, zu leisten, und auch in Böhmen flüchteten viele

Evangelische über die Grenze, darunter auch, wie man sich zu großer Beunruhigung des Kaisers in der Wiener Hofburg erzählte, viele böhmische Magnaten.

In diesem J. 1733 entschlossen sich die beiden ersten Missionare des Callenbergischen Institutum Judaicum in Halle, der Württembergische Magister Wiedmann und der Brandenburgische Candidat Manitius, die Juden in Oesterreich, zunächst in Böhmen zu besuchen. Professor Callenberg hatte im Hinblick auf die dortige Feindseligkeit der herrschenden Kirche und des ihr dienstbaren Staatsregiments schwere Bedenken. Ueberdies war Wiedmann schwächlichen Körpers, er war seither recht leidend gewesen, er schien der Schonung bedürftig. Andererseits konnte er sich nicht verhehlen, daß es jetzt, nachdem die beiden Missionare seit 1730 Deutschland bereist hatten, an der Zeit sei, auch den Juden Oesterreichs Jesum den Christ zu bezeugen, zumal da sie dort das Christenthum meistens nur in der abstoßenden Gestalt des römischen Marien- und Bilderdienstes vor sich hatten. Er willigte also schließlich ein, aber unter der Bedingung, daß sie sich vorerst auf die Juden der Grenzorte beschränken sollten, um drohender Gefahr sich bald und leicht entziehen zu können.

Aber in dem schlesischen Landeshut angekommen, sahen sie vor sich eine große Thür verheißungsvollen Wirkens aufgethan und das Verlangen, den Juden Böhmens die seligmachende Botschaft von dem Sünderheilande zu bringen, entbrannte in ihnen so heftig, daß es alle Warnungen ihres väterlichen Freundes und alle Bedenken ihres eigenen Fleisches und Blutes überflammte. Am 9. Februar 1733 überschritten sie die böhmische Grenze, um weiter in das Land zu dringen. Sie gegenseitig ermunternd mit den Worten Elisa's (2 Kön. 6, 16): „Fürchten wir uns nicht, denn derer ist mehr, die bei uns sind, denn die bei ihnen sind,“ betraten sie das Königreich.

Anfangs ging die Reise ungehindert von Statten. Man achtete auf die schlichten Fußwanderer nicht viel. An ihren Bücherpaketen ziemlich schwer tragend zogen sie unbehelligt von Ort zu

Ort, in der Nacht sich an einem einfachen Strohlager genügen lassend; denn das von der Stadt August Hermann Francke's ausgegangene Heiden- und Judenmissionswerk hatte damals mehr als später die Gestalt apostolischer Niedrigkeit, aber auch mehr das Wesen apostolischer Hoheit. Es war eine Zeit erster Liebe, welche sich dem opfern wollte, der sich für uns geopfert, und eine Ehre darein setzte, dem gleichförmig zu werden, welcher arm geworden ist um unfertwillen, um uns durch seine Armuth reich zu machen. Das Christenthum der beiden jungen Wanderer wurzelte in tiefer heilsordnungsmäßiger Erfahrung. Sie trugen ihren Schatz in irdenen Gefäßen, aber um so überschwänglicher erwies sich an ihnen und durch sie die Kraft Gottes. Ueberall fanden sie offenen Zugang zu jüdischen Herzen, und die Last ihrer Bücherpakete wurde leichter und leichter, denn die Schriften, die sie enthielten, wurden gern und dankbar angenommen.

Am 18. Februar gelangten sie bis Hohenmauth und kehrten in einem vor der Stadt gelegenen Wirthshause ein. Die Gaststube war voll von Leuten, die mehr als gut ist getrunken hatten. Darunter befand sich ein kaiserlicher Kommissar, dem die beiden neuen Gäste auffielen. Er legte ihnen einige Fragen vor und zuletzt auch, ob sie Pässe besäßen. Sie bejahten es und überreichten ihre Papiere. Als er den Hallischen Paß ansah, erklärte er ihn für falsch, wollte sich auch durch die andern Papiere nicht zufriedenstellen lassen und befahl ihnen, ihre Sachen zu öffnen. Als da die jüdisch-deutschen Schriften zum Vorschein kamen, steigerte das undurchdringliche Geheimniß dieser Charaktere seinen Verdacht. Die Missionare erklärten ihm jetzt offen den Zweck ihrer Reise, aber was entstand da für ein höhnisches Gelächter! Unter den Sachen fand sich eine Perrücke, die damals für den amtirenden Geistlichen so unerläßlich war als der Chorrock. Man setzte sie Manittius auf und kreischte: „Schaut da den Missionär!“ Man frug ihn, ob er nicht etwa gar der Studiosus Moos sei, früher ein Freund der Jesuiten, später hussitischer Prediger, auf den man damals gerade fahndete. Die Untersuchung der Sachen

ging unterdeß fort. Es fand sich unter Anderem etwas Baumwolle und eine hölzerne Büchse, die eine Salbe enthielt, vielleicht für wunde Füße. Da ist der Chrisam — schrieen sie — damit schmieren sie die Juden bei der Taufe.

Als bald erschien der Stadtrichter, nach dem man geschickt hatte, mit zwei Gerichtsdienern. Es wurden nun alle ihre Sachen vor ihren Augen versiegelt. Einer der Anwesenden trat inzwischen hinter Manitius und flüsterte ihm zu: „Die Herren werden in Arrest geführt werden; gebt mir einen Gulden, so will ich machen, daß es nicht geschehe!“ Manitius antwortete: „Nein, das habe ich nicht nöthig. Wenn ich auch in Arrest komme, habe ich nichts zu fürchten; ich habe eine gute Sache.“ Der Stadtrichter befahl, die Gefangenen noch an demselben Abende in die Stadt vor den Bürgermeister zu führen; es kam aber nicht dazu, man steckte sie statt dessen in Untersuchungsarrest. Da erkannten sie als bald den ganzen Ernst ihrer Lage, aber sie blieben getrost und ermutigten sich in lateinischem Zwiegespräch. Denn sie waren nicht allein; in dem engen Raume befanden sich noch zwei Frauen, welche Unzucht halber eingesezt waren, dazu Tochter und Sohn des Gefangenwärters und ein alter Herr. Dieser überraschte sie, indem er sie gleichfalls in lateinischer Sprache auf die Hilfe Gottes hinwies. Als sie ihm vorhielten, daß die Jesuiten sich nicht um die Juden kümmerten, Andere aber, die das thäten, einkerterten und also ein doppeltes Unrecht verübten, gab er ihnen Recht. Dann ging er fort. Es war ein Mitglied des städtischen Magistrats.

Für die Nacht wurden zwei gepanzerte Wächter in dem Haftlocale aufgestellt; sie schliefen aber ein, wie auch die Mitgefangenen. Wiedmann und Manitius rückten nun näher aneinander; sie besprachen, wie es ihnen wohl ergehen werde, und waren darin eins, nichts zu verhalten, was zur Ehre Christi diene und was vor der römischen Kirche bezeugt werden müsse. Wir suchten — sagen ihre Tagebücher — Waffen des Lichts hervor, mit denen wir zu kämpfen haben würden.

Manitius schlief dann ruhig auf harter Bank ein, Wiedmann schließlich auch. „Im Traume aber — sagt sein Tagebuch — kam es mir vor, als rief mir Jemand zu: Warte nur dreißig und fünfundzwanzig Tage! Und es dünkte mich, daß ich nach so viel Tagen vor dem Richter stände, herumging und lochte, daß ich aber doch noch gefangen war und mehr Freiheit zu haben und des Richters gar los zu sein wünschte.“ Dieser Traum hat sich bis auf alle Einzelheiten erfüllt. —

Seit der Gefangennahme der zwei Fremden war Hohenmauth in allseitiger Erregung. Eine solche kleine Stadt gleicht einem stillen versumpfenden Weiher. Jetzt begann er wie auf einen Zauber Schlag zu plätschern, zu strudeln und hohe Wellen zu werfen; denn die Neugierigen hatten Stoff zu klatschen, und die Bigotten hatten Stoff zu fluchen, und die Beamten hatten Stoff zu bramabasiren, zugleich Gelegenheit, sich nach oben hin in empfehlende Erinnerung zu bringen. Sacher Masoch hat irgendwo in einem seiner Bilder aus der österreichischen Revolutions- und Reactionszeit mit schaurigen Beispielen belegt, wie das Streben emporzukommen zuweilen ehrgeizige und herzlose Beamte verleitet, gedankenlose und zufällige Handlungen zu Criminalsachen bis zum Hochverrath aufzubauschen. So stellten sich denn schon mit frühem Morgen drei Gerichtsbeamte bei den zwei Gefangenen ein. Das Nächste war, daß man sie visitiren ließ. Unter den Geldstücken, die man da fand, waren auch einige stark abgenützte. Unwillig darüber herrschte man sie an: Seht da, ihr seid wohl gar Falschmünzer. Diesen drei Vorläufern folgte der Stadtrichter. Er befahl die Beiden in Ketten zu legen und anzuschließen. Es geschah in seiner Gegenwart. Wiedmann rief dabei aus: Per aspera ad astra, auf rauher Bahn gehts himmelan! und Manitius küßte die Ketten. Als der Stadtrichter fort war, fielen sie auf ihre Kniee zu gemeinsamem Gebet. Und wie dem HErrn, so gelobten sie auch einander, in unverrücktem Blicke auf Christi Wande und Tod fest und getrost auszuharren und nicht auf Freunde oder Feinde, sondern lediglich auf den Willen Gottes zu

achten, ohne welchen ihnen kein Haar vom Haupte fallen werde, und auch, wenn man sie von einander trennen würde, im Geiste und in der Wahrheit bei einander zu bleiben.

Nicht lange darauf traten die Gerichtsbeamten wieder ein. Man hoffte noch immer, in dem einen oder dem andern jenen Moos, den Apostaten der Jesuiten, eingefangen zu haben. Oder aber, meinte man, sie sind Abgesandte der Herrnhuter an die heimlichen Protestanten und dann gewiß mit noch mehr Geld versehen als dem bereits vorgefundenen. In der That hatte der Stocmeister einen Dukaten und einige Gulden in einer verborgenen Tasche der Beinkleider des Manitius stecken lassen. Der arme Mann mußte es schwer büßen, er wurde heimlichen Einverständnisses mit den Gefangenen bezichtigt und seines Amtes entsetzt. Man nahm ihnen nun auch die Oberröcke hinweg, mit denen sie sich des Nachts bedeckten, um sie aufzutrennen und zu durchsuchen. Eine als heimliche Hussitin aufgegriffene Frauensperson, welche Deutsch verstand, konnte ihnen sagen, daß sie demnächst von einander getrennt werden würden. So geschah auch nach kurzer Zeit, die sie dazu benutzten, ihren Bund mit dem dreieinigem Gott und mit einander zu besiegeln.

Manitius und jene Frau blieben beisammen. Er erhielt wie sein Gefährte täglich vier Kreuzer. Die arme Frau aber bereitete ihm von ihrer kleinen Baarschaft manche Labung. Manitius erzählte ihr seine Geschichte, welcher auch der Stocmeister zuhörte. Die Zeugen Christi waren gebunden, aber Gottes Wort war nicht gebunden. Manitius predigte den Beiden den Weg des Heils und vergaß dabei nicht, ihnen auch das Heil der Juden ans Herz zu legen.

Am nächsten Tage stellte sich wieder einer der Richter bei den Gefangenen ein. Als er Manitius sein Bedauern aussprach, ihn in Ketten zu treffen, antwortete dieser, daß es ihm lieb sei, um des Guten willen etwas leiden zu dürfen, und daß er freudig in den Tod gehen werde, wenn man ihn tödten wolle, weil er den Juden habe Jesum den Messias verkündigen wollen. Betet

nur zu Gott und Maria, sagte der Richter, so wird euch gewiß geholfen werden. Ich weiß, antwortete Manitius, was geschrieben steht: Ob Jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christ, der gerecht ist; den werde ich fleißig anrufen, daß er für mich spreche. In Ihm, meinem Fürsprecher, habe ich direkten Zugang zum Vater; der wird mein Gebet um Christi willen schon zur rechten Zeit erhören. Aber wenn ihr zur heiligen Jungfrau betet, entgegnete der Richter, werdet ihr eher frei werden. Mein lieber Herr, sagte darauf Manitius, ich darf es nicht thun. In Gottes heiligem Wort steht geschrieben: Es ist nur ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung. Wie dürfte ich mich also zu einer andern Mittlerin und Fürsprecherin wenden? Der Richter wußte das nicht zu widerlegen und sagte, er überlasse das dem Besuche, den er morgen bekommen werde. Er möge doch sein Bestes bedenken. In der Untersuchung werde er gefragt werden, welches Glaubens er sei. Wenn er da das Kreuz dreimal von der Stirn bis auf die Brust herunter mache und bekenne, daß er katholisch sei, so werde man ihn entlassen. „Ich glaube — rief Manitius — an Vater, Sohn und heiligen Geist; den dreieinigen Gott rufe ich an in meiner Noth und hoffe, durch die Gnade Jesu Christi selig zu werden.“ Wiedmann hatte eine ähnliche Probe zu bestehen.

Des folgenden Tages traten nicht weniger als vier Gerichtsbeamte bei Manitius ein. Einer davon fragte ihn, wo er her sei, was er gelernt und ob er die Universität absolvirt habe. Manitius antwortete, er habe in Halle studirt, studire aber noch täglich und werde damit sein Leben lang nicht aufhören. Da brauste der Mann auf: „Ja, ich glaube es wohl, daß Ihr immerfort lernen müßet und doch nimmermehr zur rechten Erkenntniß kommet! Luther's Lehre ist einmal eine verwirrte, dumme Lehre. Wie sollte auch der weggelaufene Mönch etwas Gutes haben lehren können, er der alle Tage etwas Gutes gefressen und gesoffen. Die alten heiligen Lehrer und Märtyrer haben ganz anders gelebt,

in Höhlen und Wildnissen gewohnt und ein heiliges, strenges Leben geführt. Da hat Gott ihnen viel offenbart.“ Darauf schalt er die Augsbургische Confession, Manitius selbst und sein Amt und fügte bitter hinzu: „Ihr seid die Leute nicht, welche die Juden bekehren werden. Wer wird euch neuen Haleschen Propheten etwas glauben? Die Juden hören euch gar nicht einmal an, ihr wollt auch nur unter den Hussiten im Lande herumgehen.“ Manitius ließ sich nicht einschüchtern. „Was Luther, seine Lehre und die Augsburgische Confession betrifft — sagte er — sind eure Einwendungen genugsam widerlegt, und ich halte mich nicht dabei auf. Was wider mich, meinen Gefährten und unser Werk unter den Juden gesagt ist, hat ebenfalls keinen Grund. Wir haben mit Juden genug reden können und hoffen auch, daß Gott unser Gespräche nicht wird ungesegnet lassen; denn wir reden die Wahrheit und beweisen sie aus Gottes Wort. Wir begehren nicht, daß sie es unfertwegen glauben sollen, sondern weil es Gott geredet hat.“ Eine Fluth von Schmähhreden war die Antwort.

Bei dieser Vernehmung vor den Richtern mußte auch Wiedemann zugegen sein. Man schrie ihn an: „Die Ketzer und der Teufel tragen die satanische Lehre der Lutheraner durch Bücher in das Land hinein!“ Er entgegnete würdevoll: „Als das auserwählte Geschlecht und königliche Priestertum sind wir schuldig zu verkündigen die Tugenden dessen, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. Da ihr Römischen bei den Juden solches bisher unterlassen habt, so steht uns die Thür hierzu offen.“ „Ein Teufelsgeschlecht seid ihr,“ lautete das Amen auf dieses Zeugniß.

Nach den weltlichen Richtern trat ein katholischer Vikar ein, und nachdem er seine Fleischmasse auf einem vor die Gefangenen hingesezten Stuhle niedergelassen, begann er mit der Frage nach dem Zweck ihrer Reise. Als sie ihm antworteten, daß sie die Juden durch Wort und Schrift mit dem Christenthum bekannt machen wollten, entgegnete er: Es gibt ja Juden genug im Brandenburgischen. Die Gefangenen sagten, daß sie diese schon

überall besucht hätten. Aber gewiß, warf er ein, ohne Erfolg. Wiedmann erklärte, daß man von Früchten nicht reden dürfe, ehe der Same ausgestreut sei; die Juden machten ihnen in ihrer Arbeit freilich Last, aber auch Lust. Gar manches Bekenntniß und manchen Bekenner der christlichen Wahrheit hätten sie nun schon unter ihnen gefunden. Versuchen Sie es, fuhr er fort, nur einmal selber; wenn die Wahrheit vorgetragen wird, findet sie auch Eingang; nur fällt der Baum nicht auf Einen Streich. Der Wikar brach ab. Obwohl er ihnen versprach, über sie nach der Wahrheit zu berichten, war sein Bericht doch eine Anklage in allerhöchster Form. Er soll es selbst bereut haben, als er sah, wie er sich dadurch an beiden verschuldet habe.

Am 20. Februar zeigte der Stadtrichter den Missionaren an, daß sie nach Ehrudim abgeführt werden sollten. Man schloß sie an Händen und Füßen, dem einen die linke Hand an die Kette des linken, dem andern die rechte Hand an die des rechten Fußes. Das habt ihr nun von eurer Sache, rief man höhrend. Die Ketten, sagte Manitiuz, sind mein größter Schmutz. In Wiedmann schrie der Polterer von gestern hinein bis zum letzten Augenblick. Nachdem sich beide von ihren Mitgefangenen verabschiedet, traten sie auf die Straße, wo ein großes Gedränge war, denn alle wollten die Arrestanten sehen. Man hieß sie auf einen Wagen steigen und dort, Rücken an Rücken, auf dem Stroh sich niederzulassen. Als Wiedman die Volksmenge sah, brach er in das Psalmwort aus: Ich fürchte mich nicht vor Hunderttausenden, die sich umher wider mich lagern. Als er die Leute aber mit den Worten: Gelobt ist Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi grüßte, waren sie verwundert und grüßten freundlich wieder. Unter Segenswünschen für Hohenmauth fuhren die Gefangenen frohen Muthes von dannen. Vor dem Thore der Stadt sangen sie: Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren. Der Leiterwagen war mit vier Pferden bespannt. Hinter jedem der beiden Gefangenen saß ein Wächter mit einer großen Keule. Neben dem Wagen her ritt der Stadtrichter.

Bei der Einfahrt in Chrudim tröstete sich Manilius des Denkpruchs: Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn, welchen ihm vorm Jahr eine deutsche Princeß auf den Weg mitgegeben hatte. Professor Callenberg aber hatte ihnen den 60. Psalm als Geleitswort gegeben. So oft sie vor Städte Böhmens gekommen waren und jetzt angeichts der Stadtmauern von Chrudim klang dieser Psalm ihnen in Herzen und Ohren: Wer will mich führen in eine feste Stadt? Wirst Du es nicht thun, o Gott? Schaffe uns Beistand in der Noth, denn Menschenhülfe ist kein nütze. Mit Gott wollen wir Thaten thun, er wird unsere Feinde untertreten. — —

Wir brechen hier einstweilen ab, um einige Betrachtungen über das Erzählte anzustellen. War es recht, daß die zwei Missionare dem Rathe Callenbergs, ihres väterlichen Vorgesetzten und Freundes, untreu wurden? Es könnte so scheinen. Aber da es Männer von zartem Gewissen und geistlicher Selbsterkenntniß waren und in ihren Tagebüchern nirgends eine Selbstanklage laut wird, so müssen wir annehmen, daß es nicht ihr Eigenwille, sondern Gottes Wille war, dessen Zuge sie folgten, als sie tiefer ins Land hineingingen.

Und litten sie wirklich unschuldig? Es könnte nur etwa zweifelhaft erscheinen, wenn sie mit Umgehung der Landesgesetze die evangelische Diaspora aufgesucht hätten, um sie durch ihren Zuspruch zu stärken, obwohl in der damaligen Verfolgungszeit Loyalität und Glaubensverleugnung fast zusammenfielen. Aber das, dessen man sie anschuldigte, hatten sie nicht gethan, nicht als ob sie es für unrecht gehalten hätten, sondern weil es nicht ihres Amtes war. Sie waren Judenmissionare, wie sie sein sollen, welche ganz und gar ihrem Berufe lebten, ohne ihrer Berufsthätigkeit Zeit und Kraft durch Allotria zu entziehen.

Freilich verkündigten sie den Juden Christum nicht nach römischer Lehre. Paulus aber sagt in seinem aus römischer Gefangenschaft geschriebenen Briefe an die Philipper: Wenn nur Christus verkündigt wird, obchon mehr oder weniger lauter, so freue ich

mich deſſen und will mich auch freuen. Dieſer pauliniſchen Freude iſt römische Excluſivität unfähig.

Es iſt wahr: der Huſſitismus war zu dem ſtarren römischen Kirchentum das Extrem eines die gottesdienſtlichen Ordnungen mißachtenden Subjectivismus. Erſt die deutſche und ſchweizeriſche Reformation, vorab die deutſche, fand und zeigte den öſtreichischen Brüdern die Mitte zwiſchen den beiden Extremen. Aber auch die evangeliſche Freiheit, welche durch die deutſche Reformation proclamirt wurde, ward für Viele ein Deckmantel der Fleiſchlichkeit und Selbſtſucht. Das Chriſtentum, wie es ſich in den Trägern ſeines Namens darſtellt, iſt nun einmal nicht die reine Erſcheinung ſeines Weſens. Darum muß man die Confeſſionen nicht nach ihren Bekennern, ſondern nach Gottes Wort beurtheilen. Und hier liegt der eigentliche Krebsſchaden der römischen Kirche: ſie hat das Licht der heiligen Schrift unter den Scheffel ſchriftwidriger Menſchenſagung geſtellt. Dieſes Licht macht ſie in unentrinnbarer Weiſe als eine von der Lehre Chriſti und der Apoſtel abgekommene Kirche offenbar. Darum erwehrt ſie ſich dieſes Lichtes mit allen verfügbaren Mitteln, nicht allein, wie die Geſchichte der zwei Miſſionare zeigt, mittelſt verblendeter Polemik, ſondern auch mittelſt roher, gefühlloſer, graufamer Polizeiſtrafe.

Aber wie es in unſerer Kirche Viele gibt, welche die reine Lehre durch ihren Wandel verunehren, ſo gibt es in der römischen Kirche nicht Wenige, welche, wenn ihnen die reine Lehre vernehmbar wird, ſie mit offenem Herzen aufnehmen. Der Stodmeiſter in Hohenmauth erinnert an den Kerkermeiſter in Philippi und die mitgefangene Huſſitin an Lydia. Die zwei Halliſchen Miſſionare zogen nicht von dannen, ohne daß ihnen die Segenswünſche mißführender frommer Herzen das Geleit gaben. In den zwei jungen Männern war ein Abſenker von dem Geiſte des Paulus und Silas. Der Glaube, der das Halliſche Waiſenhaus geſchaffen hat, lebte in ihnen. Sie waren geſegnet und ſegneten wieder mit dem Segen, der von Philipp Jacob Spener auf unſere Kirche ausgegangen und ihr die bis dahin unerkannte Miſſionspflicht zum Bewußtſein gebracht hat.

II.

Wenn ich in Halle an den Arbeiten der Commission für Revision der Lutherbibel theilnehme und dort in dem Directorialzimmer des Waisenhauses die Selbstbilder der alten Directoren vor mir habe, da fühle ich mich wie von einer Wolke herabblickender Zeugen umfangen; die Zeiten erster Liebe, in denen ich mein neugeborenes geistliches Leben aus den Schriften dieser Gottesmänner nährte, leben in mir auf und besonders das ehrfürchtgebietende und doch so holdselige Antlitz August Hermann Francke's hält mich gefesselt. Wie Großes hat dieser Mann geschaffen und geleistet! Wie er eine *Idea studiosi theologi* geschrieben, war er selber das Ideal eines Universitätslehrers der Theologie, indem er seinen Zuhörern nicht bloß todten Wissenschaftsstoff übermittelte, sondern sie lehrte, ihrer Seelen Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, und so sie zu künftigen Seelsorgern auf Grund heilsordnungsmäßiger Erfahrung heranbildete. Er war es, der dem Könige Friedrich IV. von Dänemark die ersten Missionare für Trankebar zusandte; noch heute erbaut sich die Lammulen-Mission auf dem von Biegenbalg und Plütschau tief eingesenkten Grunde. Auch die Missionspflicht der Kirche an die Juden legte er den Zuhörern seiner Vorlesungen ans Herz, aus dem da ausgeireuten Samen ist Joh. Heinr. Callenberg's Institutum Judaicum erwachsen, dessen erste Missionare wir nicht in einer Carosse, sondern in Ketten auf einem Leiterwagen in Ehrudim einfahren sahen, um da vom Hohenmauther Stadtrichter in das Kreisgefängniß abgeliefert zu werden.

Der württembergische M. Wiedmann hatte die Anregung zum Wirken unter den Juden nicht in Halle empfangen. Er liebte von jeher das Volk, aus dem sein Heiland entsprossen; schon seit 1728 ergriff er auf Reisen jede Gelegenheit, den Juden zu bezeugen, daß Jesus der geweissagte Messias sei — auf einer solchen Reise fand er in Wien die zur Verbreitung unter den Juden bestimmten Erstlingschriften des Institutum Judaicum,

nahm sich sofort ihrer Verbreitung an und wanderte von Wien zu Fuße nach Halle, um sich von Prof. Callenberg einen größeren Vorrath zu erbitten. Dieser hielt ihn einige Tage in Halle fest, um ihn näher kennen zu lernen. Während dieser Probezeit wohnte Wiedmann bei Manitius, einem der 21 Studenten, welchen Callenberg auf ihr Ersuchen Vorträge über jüdisch-deutsche Sprache und Judenthum hielt; sie hatten sich vereinigt, um für Israels Befehrung gemeinsam zu beten und auch thunlichst auf dieses Ziel hin zu wirken. In diesen Tagen des Contuberniums wurden die Beiden Freunde, und ohnehin innerlichst auf Israels Heil gerichtet traten sie nun vor Callenberg hin mit der Bitte, er möge sie mit einander unter den Juden wirken lassen. Welches Vertrauen müssen ihm die zwei jungen Männer eingestößt haben! Er willigte ein, und wie bescheiden war das Salair dieser ersten Judenmissionare! Anfänglich wöchentlich zwei Gulden und jährlich einige Thaler, höchstens vier, für Bekleidung. Daß man bei den Gefangenen doch ziemlich viel Geld vorfand, kam daher, daß ihnen für die lange weite Reise die Kosten für Unterhalt vorausbezahlt waren und daß sie bis Hohenmauth nicht viel ausgegeben hatten.

Der Leiterwagen blieb lange auf dem Markte von Chrudim stehen; die Gefangenen ahnten nicht, welche glückliche Fügung das war, denn dadurch wurde es möglich, daß nach Monaten endlich wenigstens ein Gerücht vom Geschie der Verschollenen an Callenberg gelangte. Der Kreisrichter sträubte sich lange, die zwei neuen Gefangenen und mit ihnen neue Arbeit zu übernehmen. Endlich wurden sie geholt und der Ketten von Hohenmauth entledigt, um in neue engere geschlossen zu werden. In ihrem engen Gefängnißraume war eine buntscheckige Gesellschaft zusammengepfercht, zwei Mordbrenner, drei Wilddiebe, ein Deserteur, eine Kindsmörderin und — man kann leicht denken, wer noch. Juden gibt es von Archangel bis Samoa, von den Höhen des Weltlebens bis hinunter in nihilistische Spelunken. Es gehörten auch zwei Juden zu der gemischten Gesellschaft im Gefängniß von Chrudim.

Neben Wiedmann lag auf dem Stroh ein jüdischer Greis, dem er bald abmerkte, daß er in ihm keinen am ha-arez (Idioten) vor sich habe. Schon in der ersten Nacht entspann sich ein Gespräch über die Person Jesu, seine Erscheinung in Niedrigkeit und seine Wiederkunft in Herrlichkeit. Er war mit dem Christenthum nicht unbekannt. In Breslau waren die von Callenberg in Verbindung mit Immanuel Frommann in jüdisch-deutscher Sprache herausgegebenen neutestamentlichen Schriften in seine Hände gekommen. Er war bereits innerlich erfaßt und Wiedmanns Worte giengen ihm so zu Herzen, daß er den beiden Missionaren noch in selbiger Nacht sich durch kleine Geschenke dankbar zu beweisen suchte und ihnen später seinen Sohn zusandte. „Er war der Erste — sagt Wiedmann in seinem Tagebuch — den ich in den Banden lehrte.“ Aber auch der andere gieng nicht leer aus. Er hatte sein hebräisches Gebetbuch bei sich. Wiedmann ließ es sich, als der Tag angebrochen war, geben und knüpfte an Stellen desselben sein Zeugniß an, daß Jesus und kein anderer der ersetzte Sohn Davids sei.

Noch desselbigen Tages traten mehrere obrigkeitliche Personen ein. Die Luft war dermaßen verpestet, daß sie nicht lange bleiben konnten. In Wiedmanns Schreibtafel fand sich ein Name, der zufällig der eines hussitischen Jägers war. Der Richter rief: Da seht ihrs, ihr seid Hussitenprediger! Wiedman stellte es in Abrede. Er lachte höhnisch, rief ihm zu: Si fecisti nega und ging von dannen, aber um nicht lange darauf zurückzukehren und zu fragen: Sind die Leute auch wohl verwahrt? Sie schienen ihm sich noch zu frei bewegen zu können, sie sollten fortan in den Stock.

Unterdeß wurden sie mit proselytenmacherischen Zudringlichkeiten gepeinigt. Man verzögerte das Verhör absichtlich, um sie mürbe zu machen. Der Stock wurde geräumt und, nachdem sie ihre Füße kreuzweise hindurchgesteckt hatten, geschlossen. Es wurde auch befohlen, ihnen des Nachts die Hände zusammenzuschließen, was aber der Stockmeister unterließ; die Fürbitte der Mitgefäng-

genen erweichte ihn. Von dem Bloß bis an die Wand war ein Raum von anderthalb Ellen, bei den Füßen war er erhöht, bei dem Kopfe schräge; es schien, als hingen sie an den Füßen. Wiedmann erzählt: „Das Blut schoß mir so sehr zurück, daß die Augen anfangen roth zu werden und anzuschwellen. Gerade konnte ich nicht liegen, weil der Raum vom Bloß bis zur Wand zu kurz war; auf die Seite konnte ich mich nicht wenden, weil die Füße nicht nachgaben. Endlich unterstützte ich den ganzen Leib mit zwei Rahmen, bald von hinten, bald auf der Seite, aber es half nicht viel.“ Manitiüs fügt hinzu: „Tag und Nacht saßen wir so volle zwei Monate lang. In der ersten Zeit hatten wir viele schlaflose Nächte. Das Ungeziefer plagte uns; der Krampf meldete sich oft in den Beinen; wir hatten wenig zu essen und zu trinken; die Furcht, daß noch etwas Härteres erfolgen möchte, blieb auch nicht aus. Aber es schlug doch zu unserem Besten aus; denn wir konnten so die zwei Monate bis zum Verhör beieinander bleiben, mit einander beten, studiren, uns ermuntern und stärken, und auf das Verhör vorbereiten. Unser Elend erweckte aber auch großes Mitleiden, so daß sich Manche unser erbarmten und uns Almosen reicheten. Die Sache wurde weithin unter Juden, Katholiken und Hussiten bekannt. Uns selbst diente dieses Leiden zur Uebung unseres Glaubens, des Gebetes und der Geduld und besserer Prüfung unseres Zustandes vor Gott, indem wir uns allen Anzeichen nach zum Tode vorbereiten mußten.“

Am 25. Februar wollte es der Dechant selber versuchen, ob er die zwei Protestanten nicht herumbringen könne. Als auf die Frage: Wie seid ihr hieher gekommen, Wiedmann antwortete: „Der allmächtige Gott . . .“ fiel er ihm in die Rede: Was? von Gott? ihr wißt viel von Gott. Ihr kennt Gott nicht, was wollt ihr reden! Wir, wir kennen Gott und dienen ihm. Darauf folgte eine Reihe inquisitorischer Fragen: „Was thut ihr in Böhmen? Konntet ihr nicht in eurem Lande bleiben?“ Wiedmann entgegnete: „Die ganze Judenschaft ist ein verlassenes Volk und lebt ohne Unterricht im Evangelium dahin. Niemand trägt

ihnen die Mittel der Gnade mit Ernst an. Am jüngsten Gericht wollen wir keine Schuld an der muthwilligen Versäumung haben; darum gehn wir nach Böhmen, wie durch ganz Europa, und stellen die Juden zur Rede." Der Dechant fiel ein: „Das ist unser Werk, unsere Kirche ist die Mutter, außer der kein Heil und keine Seligkeit ist. Was gehen euch die Juden an?“ „Paulus — erwiderte Wiedmann — hat Römer 1 gelehrt: Wir sind Schuldner beides, der Juden und Griechen. Diese Schuld ist noch nicht abgezahlt; ein alter Rest ist lange stehn geblieben, den wollen wir abtragen.“ „Ihr seid — höhnte der Dechant — der Rechte dazu! Wir haben die rechte Nachfolge von Petro und sind Nachfolger der Apostel; wo kommt aber ihr her?“ Die Antwort, die Wiedmann gab, ist ein schneidiger Beitrag zur Widerlegung des petrinischen Selbstruhms des Papismus. „Ist der heilige Papst — antwortete er — ein Nachfolger Petri, so ist er ein Apostel der Juden und nicht der Heiden. Nun er aber ein Haupt der Heiden und nicht der Juden ist, so ist er auch kein Nachfolger Petri. Wir aber sind Nachfolger Petri und treten unter die Juden.“ Der Dechant warf ein: „Petrus ist kein Bischof der Juden gewesen, er war Bischof von Rom, das sichtbare Haupt der ganzen Kirche.“ Wiedmann entgegnete: „Das ist dem Buchstaben der heil. Schrift zuwider, da Galater 2 gelehrt wird, Paulus sei der Heiden und Petrus der Beschneidung Apostel.“ Vergeblich suchte sich der Dechant herauszuwinden, Wiedmann zog die Schlinge fester, indem er fortfuhr: „Alle Apostel waren allgemeine Lehrer, aber Paulus und Petrus haben ein getheiltes Amt geführt; Petrus ist ein Apostel der Beschneidung nicht nur dem Namen, sondern der That und Wahrheit nach gewesen. Wie kann Er. Hochw. sich der Nachfolge Petri rühmen? Wir ahmen Petro nach und lehren die Juden.“ Der Dechant ließ das ihm ungünstige Thema fallen und spielte den Trumpf aus: „Bei uns ist Petri Stuhl und Gewalt; unser sind die Schlüssel.“ Wiedmann gieng darauf ein: „Verspürt ihr in euch einen so großen Sieg wider die Pforten der Hölle aus der dem

Petrus gegebenen Binde- und Lösungskraft, so besiegt die Juden! Wir haben Petrum vor uns, wir treiben sein Werk." Betroffen erwiderte der Dechant: „Es ist ein verstocktes Volk, ihr werdet nichts ausrichten.“ Der Missionar aber bezeugte: „Sollten uns die Pforten der Hölle überwältigen, so wäre Christus nicht der rechte Messias. Wir gehn im Namen Gottes und Christi aus und wollen als Zeugen im jüngsten Gericht stehn, daß wir das Wort der Wahrheit geredet und unsere Seelen gerettet haben.“ Der Dechant entgegnete: „Ihr habt kein Recht dazu, in's Land hineinzugehn. Wir werden schon selbst wissen, was zu thun oder zu lassen sei.“ Wiedmann erklärte ihm: „Die Juden selbst bitten in einem zu Prag von der Obrigkeit gestatteten Buche, daß Gott ihnen Schluchim, und das heißt ja Missionare, senden wolle, die ihnen gute Botschaft verkündigen möchten. Dürfen sie, auch nach Erlaubniß der Obrigkeit, darum Gott im Himmel bitten, so dürfen wir auch in Gottes Namen kommen.“ „So solltet ihr bei uns zuvor um Erlaubniß angehalten haben“, entgegnete der Dechant, aber Wiedmann bekannte: „Unser Heiland schickte nicht nach Rom zum Kaiser und auch nicht zu den Hohenpriestern; die Apostel thaten es ebensowenig, sondern lehrten in aller Welt, ohne die Erlaubniß erbeten zu haben.“ Der Dechant antwortete, daß sie verdächtige Leute seien und besonders mit ihren vielen Büchern etwas im Schilde führen müßten. Der Missionar hielt ihm entgegen, daß, wenn dem Christenthum feindliche jüdische Bücher unter den Juden verbreitet werden dürften, dies um so mehr für die ihnen das Evangelium verkündigenden gestattet sein müsse. Der Dechant rief den mitgefangenen Juden zum Zeugen dafür auf, daß nur von der Censur erlaubte Bücher von ihnen gelesen werden dürften. Wiedmann protestirte gegen diese Beschränkung: „Wir wissen von keinem Verbot. Wer Tüchtigkeit von Gott hat, der kann sein Pfund nicht vergraben. Haben Sie zwei oder drei Pfunde, so lassen Sie unser Pfund auch wuchern. Wir sehen Gott nicht als einen harten Mann an. Kommen wir doch in den Hauptlehren überein, so wollen wir denn zusammen

arbeiten, ein jeder mit seinem Pfunde.“ Der Dechant zog sich auf die Beschuldigung zurück, daß sie unter den Hussiten herumzögen, Empörung unter ihnen anzurichten.

Je mehr ihm diese Missionare imponirten, um so angelegentlicher suchte er sie durch Güte und Härte für seine Kirche zu gewinnen. Bei einer Unterredung am 5. März stellte er Wiedmann, wenn er Katholik würde, eine Professur in Prag in Aussicht, und ihn mit seinem Judenmissionseifer fördernd, malte er ihm vor, wie reichliche Gelegenheit, mit Juden zusammenzutreffen, sich ihm da auf der Molbaubrücke darbieten werde. Sinnig antwortete der Missionar: Mögen Sie Ihre Fische mit dem Hamen fangen in ponte, ich will das Netz im Namen Jesu auswerfen und die meinigen fangen in fonte. Beim Weggehen versprach ihnen der Dechant Vinderung ihrer Strafe und, wenn der Tod über sie verhängt werde, Begnadigung. Wiedmann rief ihm nach, er solle noch keinen fröhlicher sterben gesehen haben als ihn, wenn es zum Sterben kommen sollte.

Der Dechant meinte es im Grunde gut, wenn er es immer aufs neue mit den Gefangenen versuchte, sie aus ihren Ketten frei zu machen, indem er sie an seine Kirche kettete. Aber er kam nicht vorwärts; die schlagenden Antworten Wiedmanns nöthigten ihn immer aufs neue zum Rückzug. Die Traditionen — hielt er ihnen einmal entgegen — sind uralte, sie rühren von den Aposteln her. Der Juden Traditionen — sagte Wiedmann — sind noch viel älter und sollen von Mose und den Propheten herrühren. Was Ew. Hochw. den Juden antworten werden, die ihre Traditionen erheben, werde ich auf die römisch-katholischen Traditionen anwenden. Der Dechant behauptete weiter, die Schrift habe nur insoweit Autorität, als ihr die Kirche Autorität gebe, also nur die kirchlichen Erklärungen ihrer Worte. Nein — sagte Wiedmann — Gottes Wort hat seine Autorität an und für sich. Nach Röm. 3 ist den Juden anvertraut was Gott geredet hat. In die Stelle eines Juden mich versetzend könnte ich darauf hin sagen: Es steht also bei den Juden zu sagen, welches der wahre Schrift-

finn sei. Was Sie diesem Juden antworten würden, werde ich Ihnen zurückgeben. Aergerlich rief der Dechant: Er ist auch immer mit den Juden da. Als später vom Eölibat die Rede war, legte ihm Wiedmann 1 Tim. 3 vor: Der Geist aber jagt deutlich, daß in den letzten Zeiten Etliche werden von dem Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel durch die, so in Gleißnerei Lügenredner sind und Brandmale in ihrem Gewissen haben und verbieten ehelich zu werden. Auf diese Stelle war er nicht gefaßt, er schien sie gar nicht zu kennen. Ich habe Ihnen, sagte er abbrechend, Dinte und Feder durch meinen Diener mitbringen lassen, wenn Sie an Professor Callenberg schreiben wollen. Dies war sein letzter Besuch, denn der kaiserliche Commissar verbot ihm wegen dieses Anerbietens fortan den Zutritt zu den Gefangenen.

Manitius hatte die Religionsgespräche mit dem Dechanten dem älteren Freunde überlassen. Aber als der Dechant sich an ihn wendete, auf den er mehr Eindruck gemacht zu haben meinte, sah er sich sofort enttäuscht, indem auch dieser ihm freudig und entschieden seinen evangelischen Glauben bekannte. Vier Wochen vor Ostern besuchte sie ein jesuitischer Landmissionar, Namens Regius, welcher die Aufgabe hatte, die heimlichen Hussiten aufzuspüren und zur Verantwortung zu ziehen. Als er die Juden für ein unempfindliches und verstocktes Pöbelvolk erklärte, an denen man nichts ausrichten könne, rechtfertigten sie ihm aus ihren Amtserfahrungen ihr milderer Urtheil.

Am Charfreitage kam der kaiserliche Commissar zu den in den Stoß Gefesselten. Wiedmann klagte ihm, daß ihm die Einspannung schier den Rücken zerbreche und daß er sich etwas mehr Schlaf wünsche. Aber unter diesen Klagen fiel ihm ein, daß heute der Tag der Kreuzigung seines Herrn sei, und er rief aus: „Kreuzige, kreuzige! Wir sind es nicht, die so gepreßt werden, Jesus selbst wird verfolgt. Die Sache ist nicht unser, sondern Gottes und Christi. Der hat ausgespannt am Kreuze gehangen, und wir stecken um feinetwillen unter diesem Kreuzblock. Gott

erbarme sich und vergebe denen ihre Sünde, die mit uns als mit Uebelthätern handeln.“ Tief bewegt antwortete der Kommissar: „Ich muß meinen Mund zuhalten.“ Wiedmann fuhr fort: „Werden wir angeklagt um der Hoffnung willen, die wir haben an Christo, und um des Zeugnisses willen, das Christus vor Pilatus bekannt hat, so glauben Sie, daß wir mit Freuden diese Bande tragen. Aber es thut uns weh, daß sich diese Stadt ein so schweres Gericht auf den Hals ladet. Gott verschone die Unschuldigen.“ Mitleidig frug der Kommissar, wie viel Geld sie bekämen. „Täglich 4 Kreuzer“, lautete die Antwort. So will ich Ihnen — sagte er — zum Ostersonntag Etwas zu essen schicken; heute soll Ihnen ein Trunk Wein zukommen.

Der stille und doch so ernste Sinn, welchen die zwei Missionare in ihrem martervollen Zustande bewährten, und das einhellige freudige Bekenntniß, welches sie ablegten, erweichte nach und nach auch ihre gehässigsten Feinde. Der Kreisrichter, der ihnen so hart zugesetzt, wurde sanfter; ein anderes Mitglied des Gerichtscollegiums war schon von Anfang mitsühlender gestimmt und fuhr fort, ihnen Erfrischungen zu senden; ein Dritter, als er sie ihre Leiden um Gottes willen fort und fort ohne Klagen dulden sah, drückte ihnen, innerlich überwältigt, die Hand und sagte: Ich liebe euch wie mein eigenes Herz.

Die Mitgefangenen waren für sie eine große Pein, aber es kamen Leute aus der Stadt und vom Lande, welche den und jenen besuchten und das Wort Gottes aus dem Munde der Missionare willig und dankbar aufnahmen; diese aber vergaßen nie, ihnen auch ihre Christenpflicht gegen das jüdische Volk an das Herz zu legen. Und zwei unter den Mitgefangenen waren ihnen zum Troste. Der Eine, der sich eng an sie anschloß, war jener Hussit, welcher an seinem grauen Haupte die Narben barbarischer Mißhandlung durch einen katholischen Geislichen trug. Und der Andere war der Jude, welcher, da sie sich selbst beköstigen und in unzureichend freien Augenblicken selber für sich kochen sollten, ihren Koch und Diener machte. Durch ihn gelangte die Kunde von

ihrer Gefangenschaft unter die Juden und viele kamen herbei, sahen mitleidig ihre grausame Behandlung, beschenkten sie, und das Wort vom Heilande, welches ihnen aus Eisen und Block heraus gepredigt ward, drang in ihre Herzen. Mit Freudenthränen — schreibt Manitius — habe ich bisweilen Gott Dank gesagt, wenn er uns so gute Gelegenheit schenkte, in unseren Bänden die hohe Gnade Gottes in Christo Jesu den Juden beweglich ans Herz zu legen.

Am Ostersonntag besuchte sie der eine der Richter, nannte sich scherzweise einen Hussiten und bat sie ihm ein schönes Lied zu singen, denn er habe gehört, daß sie gut sängen. Glaubensfroh stimmten sie an: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, und dann: O heil'ger Geist, lehr bei uns ein. Um ihnen thatsächlich zu danken, ließ er statt des verfaulten Strohes, auf dem sie lagen, frisches hereinbringen. Am zweiten Ostertag Abends kam er wieder und die Gefangenen begrüßten ihn mit den Liedern: Jesu meine Freude, und: Sieh hier bin ich, Ehrenkönig. Auch die Gattin des Richters trat ein. Wiedmanns Füße waren so eingepreßt, daß er hätte aufschreien mögen, aber er sang lieber, sie sangen beide das Sterbelied: Alle Menschen müssen sterben. Die Frau konnte das Jammerbild nicht ertragen, ging weinend von dannen und überlegte, was sie Beiden zur Stärkung schicken könne.

Auch der Jesuit Regius kam wieder und fuhr fort um die Wette auf Luther und die Juden zu schimpfen. Sonderbar, daß unser großer Reformator, welcher gegen Ende seines Lebens sich in seinem Eifer gegen die Juden überstürzte, jetzt gemeinschaftlich mit ihnen maßlos beschimpft ward. Ich selbst habe es erlebt, daß ein katholischer Judenfresser so unverschämt war, in einem Briefe an mich Luther den Erstgeborenen des Satans zu nennen. Die Juden — sagte Regius — sind ein verstocktes Volk, wir lassen sie fahren. Wir aber — entgegnete Wiedmann — nehmen uns Paulus zum Vorbild und hoffen wie er Röm. 11, daß auch jetzt vielleicht noch 7000 da sind, welche dem Baal ihre Kniee nicht

gebeugt haben. Da ihr die Juden fahren lasset, so fallen sie uns anheim, wir sind die nächsten Erben.

Endlich am 16. April begann das Verhör. Jeder der zwei wurde einzeln, nachdem er vom Stocke losgeschloffen, mit der Kette am Fuße vor drei Richtern in der Wohnung des Stockmeisters vernommen. Ihre Tagebücher beschreiben dieses ihr Verhör aufs genaueste. Wir illustriren die glaubensfeste Rechenschaft, die sie da gaben, nur durch einige auf ihr Amt bezügliche Beispiele.

Manitius, der zuerst verhört ward, wurde unter Anderem gefragt, woher er denn den Beruf habe, unter die Juden zu gehen? Er faßte seine Antwort darauf zuletzt in das Schriftwort zusammen: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ Man verlangte aber Sprüche der Schrift dafür, daß es die Pflicht des Christen sei, den Juden das Wort des Evangeliums zu verkündigen. Da führte er Römer 9, 1—3 an, wo Paulus in so ergreifender Weise seine kein Opfer scheuende Liebe zu Israel ausspricht; zu solcher Gesinnung — fügte er hinzu — sollen Alle zu gelangen suchen, welche wie Paulus sein wollen; der Apostel fordert dies, denn er spricht: „Seid meine Nachfolger, gleichwie ich Christi.“ Moses aber hat den Kindern Israel in dem Liebe, das er zum Andenken für sie aufgeschrieben, 5. M. 32, gesagt, daß Solches auch geschehen werde; denn er spricht: „Ich will sie reizen an dem, das nicht mein Volk ist.“ Da nun Gott uns Heiden angenommen und uns zu seinem Volke gemacht hat, so will er nun durch uns sein ehemaliges Volk zum Racheisern reizen. Als ihnen vorgeworfen wurde, daß sie evangelische Bücher nach Böhmen gebracht, antwortete Manitius eben so klug als muthig: „Daß es verboten sein sollte, Jesum Christum unsern Heiland unter den böhmischen Juden bekannt zu machen und denen, die es verlangen, dahin zielende Bücher in die Hände zu geben, haben wir von einer christlichen Nation nicht vermuthen können. Vielweniger ist uns ein solches Verbot von Ihro Kaiserl. Majestät als einem christlichen Herrn bekannt geworden. Ich glaube vielmehr, daß der allernädigste Kaiser die Juden viel

lieber in seinem Lande sehn würde, wenn sie Christen würden, als daß sie Juden bleiben und Christum lästern. Es duldet ja thro Kaiserl. Maj. auch die Evangelischen in Wien und Ungarn.“ Der Vorsitzende antwortete: „Nein. Die Juden als Juden werden eher geduldet, weil sie die Unsrigen nicht verführen können, denn wer wird wohl ein Jude werden? Aber als Evangelische können wir sie nicht dulden, weil sie dann Viele von unserer Kirche verführen möchten.“ Daß diese Antwort vom römischen Standpunkte aus scharfblickend consequent war, läßt sich nicht leugnen.

Wiedmann bekam nach einem seiner Verhöre vom Syndikus die Schmähschrift des Jesuiten Krause gegen Günther zu lesen; den Ton der Schrift — sagte der Syndikus — billige ich nicht, aber lesenswerth ist sie doch. Als er gefragt ward, wie sie ihm gefallen, antwortete er: Der Spottgeist ist nicht Christi Geist; wer damit anfängt, spinnt nichts Gutes. Weiter gefragt, was er denn Böses im Buche gefunden habe, gab er folgenden Bescheid: Der Verfasser schreibt, daß Laien mit geistlichen Sachen nichts zu thun haben, woraus folgen würde, daß die Kaiserl. Kommissarien auch unsere Glaubenssache nicht untersuchen können. Ferner vertheidigt er die spanische Inquisition und stellt den Satz auf, daß es nach 2 Mos. 32, 27 recht sei, die Ketzer zu erwürgen. Aber man kreuzige so gar leicht Christum in seinen Gliedern; die Juden haben gerade aus Eifer wider die Ketzerei ein Todesurtheil gefällt, das Niemand in der ganzen Christenheit billigen kann. Wir Christen sollen uns bestreben, nicht Lästere und Mörder, sondern Bekenner Christi zu sein.

Was die Missionare am meisten vermischten, war eine Bibel. Der mitgefangene Jude, der ihnen gerne seinen Pentateuch mitzubenuzen gestattete, wurde von den anderen Gefangenen mit Denunciation bedroht, und das Gesuch um obrigkeitliche Bewilligung war vergeblich. Immer noch war Beider Geschick kläglich genug. Auch ihr Gesuch vom Stocke befreit zu werden fand kein Gehör. Als aber ein Dieb, welcher einen fast gelungenen Fluchtversuch gemacht hatte, des Nachts über in den Stock gelegt wurde,

blieb einer der Missionare eine Nacht um die andere außerhalb des Stocks.

Der mitgefangene Jude wurde ein zur endlichen Rettung der Judenmissionare mitwirkendes Werkzeug. Ein alter jüdischer Freund, der ihn besuchte, versprach, den evangelischen Geistlichen seines Ortes von ihrem Schicksal in Kenntniß zu setzen, und hielt Wort. Ein vornehmer Herr ließ darauf durch denselben Juden ihnen melden, er habe ihre Sache in die Hand genommen; sie sollten unbesorgt sein.

In der Nacht des 15. März erhielt Prof. Callenberg die erste briefliche Nachricht vom Geschick der beiden Missionare; andere Briefe folgten, darunter ein irreführender, welcher ein Ehrudim in Mähren als Ort ihrer Gefangenschaft bezeichnete. Es dauerte lange, ehe die preussische Gesandtschaft in Wien feststellte, daß es kein Ehrudim in Mähren gebe. Erst Ende Juni gelangte man über ihren Haftort zur Gewißheit, und ein Schreiben des preussischen und des dänischen Gesandten an den Oberstburggrafen in Prag vom 8. Juli hatte zur Folge, daß am 17. Juli an das Gericht in Ehrudim der Befehl ihrer Entlassung angelangte. In einer Nachmittagsstunde kam der Stadtrichter, hieß alle Gefangenen außer den beiden hinausgehen und rief diesen zu: Emmittimini. Da kam — wie ihr Tagebuch sagt — der Geist des Lebens gleichsam wieder in uns und unsere Gebete verwandelten sich in Loblieder. Aber noch immer vollzog sich ihre Befreiung wie eine schwere Geburt. Erst des andern Tages wurden ihnen die Ketten abgenommen, die sie 22 Wochen hindurch getragen hatten. Manitius hatte argen Husten, Wiedmann Schwäche im Fuße, aber die Freiheit begann auch sofort ihre Heilkraft zu beweisen! Endlich am 21. Juli gegen 11 Uhr verkündigte ihnen der Syndikus den Entlassungsbefehl, an dem nichts Erfreuliches war als eben die Entlassung. Er lautete: Aus den Inquisitionsakten habe man ersehen, daß die beiden Arretirten zwar nichts Kezerisches in's Land getragen haben, daß sie aber mit der Zeit, wenn man sie duldet, dem Lande einen Schaden zufügen möchten. Deshalb

sollten sie aus dem Lande geschafft und unter sicherem Geleit auf einem Wagen bis an die Grenze gebracht werden; was an Gelde nach Abzug der Unkosten noch übrig bleibe, sollten sie zurück-erhalten!"

Die Entlassenen erbat es sich, zu Fuße und statt von vier nur von zwei Männern begleitet abreisen zu dürfen. Der Syndikus genehmigte es, mit dem Bemerkten, daß sie die günstige Entscheidung lediglich der Verwendung des preussischen Königs zu verdanken hätten. Nachmittags erhielten sie von ihrem gesammelten Gelde 11 Gulden 42 Kreuzer zurück, eine Berechnung der Unkosten wurde beigelegt.

Der Bürgermeister und der Stadtrichter bewirtheten sie in ihrer Wohnung. Am Abende erquickten sie auf ihre Kosten ihre bisherigen Mitgefangenen und redeten zu ihnen herzliche Worte, besonders aber zu dem Juden; jeder der Gefangenen erhielt überdem etwas von ihrer Baarschaft. Noch einmal schlofen sie in der Nacht im Gefängniß. Am Morgen des 22. Juli bat sie der Stadmeister unter Thränen um Vergebung; ebendas that auch der Stadtrichter. „Und nun — schreibt Wiedmann — gingen wir, in einem Sturm, aus diesem Ort der Gefangenschaft in unsere Freiheit.“ Von den beiden Wachtleuten begleitet zogen sie fröhlich ihre Straße bis zur Grenze bei Landeshut. Mitten in den römisch-katholischen Dörfern sangen sie ihre Loblieder, und ihre Begleiter hörten es gern. Freundlich verabschiedeten sie sich von diesen. Am 6. August langten sie bei Prof. Callenberg in Halle an.

Der Segen, den sie an der Stätte ihrer Gefangenschaft zurückgelassen, wucherte noch lange fort. Als in dem ersten schlesischen Kriege die Preußen 1741 in Böhmen einrückten, fanden sie die den Missionaren abgenommenen Bücher noch in obrigkeitlicher Verwahrung. Da wurden die Soldaten zu Missionaren, sie streuten diese Bücher überall in jenen Gegenden unter den Juden aus, und Stephanus Schulz lernte in Teschen einen Proselyten

„Wir werden auch vor Israel — sagt Gruber weiter — wo wir dazu provocirt werden, nicht mit dem Zeugniß unseres Glaubens zurückhalten; wir werden Jeden, der sich zur Gemeinschaft unseres Glaubens wendet, mit Freuden aufnehmen und anerkennen; aber auf Grund der heiligen Schrift selbst ist unser Rath: Störet Israel in seinem Glauben nicht; drängt ihm unseren Glauben nicht auf.“ Die Warnung vor zudringlichem Aufdrängen lassen wir gelten, aber die Worte: Störet Israel in seinem Glauben nicht, welche wir fortan mit Berufung auf den christlichen Urheber als jüdische Parole zu hören bekommen werden, lauten wahrhaft schaurig. Wir thäten also wirklich Unrecht, wenn wir Israel aus seiner fleischlichen Selbstzuversicht und nationalen Selbstbespiegelung aufzurütteln suchen? Dann hätten die Apostel überall wohin sie außerhalb Palästina's kamen nicht vorerst die jüdischen Synagogen besuchen sollen, obwohl sie wußten, welche Feindschaft sie dadurch über sich herauf beschwören würden. Dieses der Praxis Jesu und der Apostel widerstreitende Wort: „Störet Israel in seinem Glauben nicht!“ ist in Grubers schöner Schrift wie eine in einen Salbentopf hineingefallene giftige Fliege.

Wiedmann und Manitius dachten anders. Ohne zu warten, bis sie einmal provocirt würden, Christum vor den Juden zu bekennen, brachten sie diesen das Evangelium als den nächstberufenen Erben des Heils entgegen. Und hat Gott sich nicht zu diesen seinen Bekennern bekannt? — Wie haben die Zeiten sich geändert! Jetzt sind Judenmissionare in Oestreich zugelassen, aber neuerdings ist ein Kampf der evangelischen Landeskirchen gegen sie entbrannt, in welchem seitens der Missionare die Hülfe der evangelischen Allianz angerufen und eine diplomatische Intercession bei dem östreichischen Kaiser erwirkt worden ist. Das Unrecht ist aber nicht lediglich auf Seiten der landeskirchlichen Geistlichen und Kirchenvorstände. Allerdings soll dem Judenmissionar unversehrt sein, Vorträge für Juden und zugleich für missionsfreundliche Gemeindeglieder zu halten. Aber aus diesen eine ecclesiola in ecclesia zu sammeln liegt außerhalb seines Berufes und ist

ein Eingriff in fremden Amtsberuf. Gerade das gefällt uns an Wiedmann und Manitius, daß sie in ihrem Judenmissionsberuf als ihrem Elemente verblieben und sich sorglich davor hüteten, das Centrum ihrer Berufsaufgabe zu verrücken.

Sie waren noch junge Männer. Der Bericht nennt sie Studenten. Wie haben die Zeiten sich geändert! Seit der Gründung des Institutum Judaicum fehlte es Callenberg nie an jungen Theologen, welche ihr Herz drängte, mit der Botschaft von Christo unter die Juden zu treten. Auch ich eröffnete im Verein mit dem nun heimgegangenen Pastor Ferdinand Weber hier in Leipzig ein Institutum Judaicum, aber ich habe es seit einigen Semestern fallen gelassen, weil ich sah, daß der rabbinisch-talmudische Unterricht als Wissenschaftszweig willkommen geheißen ward, aber keine praktische Frucht brachte. Denn schon manches Jahrzehnt docire ich, ohne daß mirs gelungen ist, einen Studierenden für den Judenmissionsberuf zu gewinnen. Die Missionare Hefter und Eisenberg waren schon dafür entschieden, als sie sich in meine Schule begaben, und die Pastoren Gebrüder de le Roi und D. Heman dazu angeregt zu haben, darf ich mir nicht anmaßen. Wie kommt das? — Ich finde die Ursache mehr noch in mir als in entgegengetretener Unempfänglichkeit. Die Gelehrsamkeit thuts nicht, auch nicht die Gläubigkeit allein, sondern der Gebetsgeist August Hermann Francke's.

Unterdeß hat die Judenmission dennoch ihren Fortgang, in großer Gebrechlichkeit zwar, welche Tieferblickende schier zaghaft machen könnte, aber getragen von den Gebeten vieler und besonders vieler Stillen im Lande, und nicht ohne daß die, welche daran mitarbeiten, je und je durch erhebende Thatfachen zu erfahren bekommen, daß ihr Wirken Gottes Willen und Wohlgefallen für sich hat. Es ist die heilige süße Pflicht der Kirche, die Bekehrung Israels zu fördern, welche eine der Bedingungen ihrer eigenen Vollendung ist, mit dem Propheten sprechend: Um Zions willen, so will ich nicht schweigen, und um Jerusalem's willen, so will ich nicht inne halten, bis daß

ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz und ihr Heil entbrenne wie eine Fackel.

Ja, Herr unser Gott, du Allerbarmere, der du die Menschengeschichte nach deinem ewigen Gnadenrathschluß zu seligem Ziele zu führen verheißest, löse Israels Bann und nimm die Decke von ihren Augen! Durchbrich mehr und mehr das Dunkel der Völkervelt und hilf dem Evangelium des Friedens zum Siege! Segne das Werk der Mission und schirme, fördere, vollende es mit Thaten deiner Macht! Herrscher, herrsche, Sieger, siege, König brauch dein Regiment! Führe deines Reiches Kriege, bring dein Werk zu sel'gem End! Amen.

Ein gutes Wort für Israel.

Von Anna Clausen *).

Bald werden es 1900 Jahre, seit jenes entseklliche Wort gesprochen ist: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Ist dasselbe in Erfüllung gegangen? Was hat das jüdische Volk erduldet von der Zerstörung Jerusalems an bis in die neuere Zeit! Was sollen wir aber dazu sagen? Wollen wir Gott der Härte oder gar der Ungerechtigkeit anklagen? Das sei ferne! Herr, ich weiß, daß Deine Gerichte recht sind (Psalm 119, 75), müssen wir auch im Hinblick auf die Juden sprechen. Aber wo steht es geschrieben, daß Gott die Christen beauftragt mit der Vollstreckung seines Strafgerichtes an seinem Volke konnten sie dieselbe nicht dem Herrn überlassen? Gute Kinder freuen sich nicht über die Bestrafung ihrer Geschwister, drängen sich auch nicht hinzu dieselbe zu vollziehen.

Oder sind die Juden nicht unsere Brüder, weil sie noch nicht den Weg zum Vater durch den Sohn gefunden?

*) Aus dem „Echo aus der Heimath und Fremde“ 1877 hier reproducirt.